



Patricia St. John

Hamid und Kinza

Hamid und Kinza

Patricia St.John

Taschenbuch, 224 Seiten
Artikel-Nr.: 255567
ISBN / EAN: 978-3-89397-567-9

Die Mutter legte Kinza vor die Öffnung der Gruft. Sie neigte sich zur Erde nieder, richtete sich wieder auf und rief dabei den Namen Gottes an, von dem sie nichts wusste, und den Propheten Mohammed. Das war ihre letzte Hoffnung. Doch Gott hatte sie nicht gehört, Kinza war noch immer blind. Das allein wäre schon schlimm genug, doch da war noch der grausame Stiefvater. Hamid liebte seine kleine Schwester sehr und wollte sie ihm nicht überlassen. Er war entschlossen, sie zu befreien. Eines Nachts schlich sich Hamid mit Kinza auf dem Rücken ...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

Besuchen Sie für weitere Informationen bitte folgende Seite: www.clv.de

Patricia M. St. John

Hamid und Kinza

Patricia M. St. John

Hamid und Kinza



Verlag Bibellesebund Marienheide / Winterthur



Christliche Literatur-Verbreitung Bielefeld

13. Auflage 2006

Originaltitel: »Star of Light«

erschienen bei Scripture Union (Bibellesebund), London

© 1953 by Patricia M. St. John

Deutsch von E. I. Aebi

© der deutschsprachigen Ausgabe:

1955 by Verlag Bibellesebund, Winterthur

Umschlag: Georg Design, Münster

Illustrationen: Frank Chabry

Druck: Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN-10: 3-87982-054-6 (BLB)

ISBN-13: 978-3-87982-054-2 (BLB)

ISBN-10: 3-89397-567-5 (CLV)

ISBN-13: 978-3-89397-567-9 (CLV)

VORWORT

Bitte schaut euch eine Landkarte von Nordafrika an. Seht ihr den kleinen nordwestlichen Zipfel von Marokko? Dort vermischen sich die Wasser des Mittelmeeres mit den wilden Strömungen des Atlantischen Ozeans. An der Küste des Atlantiks donnern und schäumen die Wogen über weite, ununterbrochene Sandflächen. Da und dort ist ein Damm erbaut worden und in dessen Schutz eine kleine Stadt. Alles Übrige ist einsames Uferland, das erst gegen die Sanddünen und schließlich gegen die Berge ansteigt.

Diese Berge dehnen sich als gewaltige Gebirgszüge bis zur Mittelmeerküste aus und blicken stolz auf jene stillen, blauen Wasser herab. Manche dieser Gipfel sind sehr hoch, an den Abhängen mit Kiefern und verkümmerten Wacholderbüschen bewachsen und bis zum Sommeranfang mit Schnee bedeckt. Andere wiederum sind hohe Weidehügel oder nackte Felsgipfel, an deren Fuß Obstgärten und Olivenhaine grünen. Und zwischen diesen Hainen kauern die Dörfer: ein Ziehbrunnen in der Mitte, ringsum ein paar Lehmhütten mit Strohdächern und als Grenzbezeichnungen grüne Kaktushecken.

Die Menschen, die hier leben, nennt man Mauren. Ihre Religion ist der Islam. Er wurde von Mohammed gegründet, der als Prophet verehrt wird.

Ich selbst wohne in der Stadt, in die Hamid seine kleine Schwester Kinza gebracht hat, und ich habe mich auch in seinem Heimatdorf aufgehalten. Ich kenne viele kleine Jungen, die auf die Straße gesetzt wurden, weil ihre Mutter wieder geheiratet hatte. Das traurige Schicksal kleiner Kinder, die nicht erwünscht waren und deshalb irgendwo auf eine Treppe gelegt wurden, und das Elendsleben kleiner Blinder, die an Bettler vermietet wurden, all das muss ich als Missi-

onarin immer wieder hören oder mit ansehen. Und wie viele Menschen habe ich angetroffen, die weite und beschwerliche Reisen unternommen hatten, um Heilung von ihrer Krankheit zu suchen! Manchmal haben wir Missionare ihnen helfen können.

So sind denn in der Geschichte von Hamid und Kinza eine Menge von Ereignissen aus dem Leben der maurischen Jungen und Mädchen meines Bekanntenkreises zu einem Ganzen zusammengeflochten. Alles, was Hamid von seinem inneren Erleben sagt, ist mir von einem heimatlosen kleinen Jungen anvertraut worden, der, soweit ich es beurteilen kann, wahrhaft glücklich geworden ist, weil er von Jesus hörte und ihm das Herz öffnete.

Mehr darf ich jetzt nicht verraten. Ihr wollt ja die Geschichte selber lesen. Und wenn ihr das Buch schließlich weglegt, wollt ihr dann nicht in Gedanken ab und zu zurückkehren zu Hamid und Kinza und zu den vielen Kindern, die in den unzähligen über die Berge verstreuten Dörfern leben? Wollt ihr dann manchmal für sie und für die Missionare beten, die das Licht in ihre Finsternis tragen möchten? Ich danke euch.



Ein kleines Mädchen kam an einem strahlenden Frühlingsmorgen den Berghang herabgerannt. Flink setzte es mit seinen nackten braunen Beinen über die wild wachsenden Ringelblumen hinweg. In den bewässerten Wiesen weiter unten im Tal blühten die Zwetschgenbäume; von oben betrachtet zogen sich zwei breite Bänder wie weißer Schaum die Flussufer entlang. Übermütige Zicklein tollten zwischen den Blumen, und die Störche hatten eben begonnen, ihre Nester auf den Strohdächern zu bauen. Die Natur erwachte strahlend aus der Winterruhe, und all die Kinder, die über den Berg verstreut lebten, ließen sich von der Frühlingslust anstecken: Sie tanzten und jauchzten und liefen miteinander um die Wette.

Rahma, die quer über die Weiden gerannt war, landete mit einem Satz auf dem Fußweg und hüpfte darauf weiter bergab. Sie war sieben Jahre alt und klein gewachsen, weil sie selten genug zu essen bekam. Ihr Stiefvater und seine Frau hatten sie nicht gern, ja, sie schlugen sie manchmal. Ihre Kleider waren zerrissen, und sie musste so schwer arbeiten, als ob sie schon erwachsen wäre. All das Belastende ihres kleinen Lebens konnte jedoch ihre Freude nicht dämpfen, wenn ihr gelegentlich einmal ein Extra-Vergnügen über den Weg lief. Und heute hatte sie großes Glück. Sie sollte allein die Ziegen hüten, während ihr Bruder irgendeinen geheimnisvollen Spaziergang mit der Mutter unternahm.

Zwei Stunden lang sollte sie frei und allein sein, bloß in Gesellschaft von Störchen und Ziegen! Zwei volle Stunden mit

den Zicklein in der Sonne spielen dürfen! Niemand würde sie schimpfen oder sie an den Mühlstein jagen oder ihr schwere Wassereimer aufladen. Ihr müder Körper, von den Fesseln der Arbeit befreit, fühlte sich so leicht an wie ein Wolkenstreifen, und die Ringelblumen, der schillernde Fluss und der Sonnenschein bauten eine goldene Welt um sie auf, eine Welt, auf die keine noch so trübe Zukunft ihre Schatten werfen konnte.

Von weitem erspähte Rahma ihren Bruder. Er wollte gerade ein Pärchen übermütiger Zicklein einfangen, das auf ein Feld mit jungem Weizen zulief. Der Frühling machte die Tiere ganz wild, und sie rannten in alle Richtungen außer der richtigen, blökten dabei quietschvergnügt und sprangen hoch in die Luft. Hamid, ihr Hüter, nahm es ihnen nicht übel, war ihm doch ähnlich zumute. Dicht vor dem Feld stießen die drei aufeinander, und Rahma rannte mitten in sie hinein. Ihre dunklen Kirschenaugen strahlten, und das glatte, schwarze Haar hing ihr in wilden Strähnen um Gesicht und Nacken.

Lachend und schreiend lenkten sie die Zicklein auf die Weide hinaus, wo die übrige Herde graste. Hier wandte sich Hamid seiner Schwester zu und musterte sie erstaunt. Er war es nicht gewohnt, sie so fröhlich und guter Dinge zu sehen; denn Landmädchen lernen früh, ruhig und bedächtig einherzuschreiten und immer auf die älteren, erfahreneren Menschen zu hören. Außerdem war Rahma schon sieben Jahre alt und beinahe eine »kleine Frau«!

»Warum bist du gekommen?«, fragte Hamid.

»Um die Ziegen zu hüten. Die Mutter braucht dich.«

»Weshalb?«

»Ich weiß es nicht. Du sollst irgendwohin gehen. Sie hat geweint und dabei das Schwesterchen angeschaut. Vielleicht ist es krank.«

Das Leuchten in ihren Augen erlosch, als sie an die Tränen ihrer heiß geliebten Mutter dachte. Einzig der Sonnenschein

und die Freiheit hatten den Gedanken an die Mutter in den Hintergrund treten lassen. Doch die Mutter weinte neuerdings oft, wenn sie mit Rahma allein war, sodass das Kind sich beinahe daran gewöhnt hatte.

»Gut«, sagte Hamid, »aber pass mir auf die Ziegen auf! Da hast du einen Stock.«

Und damit ging er in Richtung Dorf weg. Er beeilte sich, denn er wollte seine Mutter nicht warten lassen. Aber er sprang nicht und schaute nicht um sich, wie Rahma es getan hatte. Zu viele Fragen waren in ihm erwacht!

Warum sah seine Mutter seit einiger Zeit so besorgt aus, als laste eine geheime Furcht auf ihr? Und warum schien sie das Schwesterchen verbergen zu wollen, sobald ihr Mann oder die ältere Frau in der Nähe waren? Sicher: Die beiden hatten die Kleine nie leiden mögen, aber sie wussten doch, dass sie da war! Weshalb sie denn verstecken? Ja, die Mutter schien sich schon zu sorgen, wenn er oder Rahma nur mit dem Schwesterchen spielten. Sie pflegte sie gleich wegzuschicken. Ob sie sich vor bösen Geistern fürchtete? Oder vor Gift? Hamid fand keine Antwort. Vielleicht hatte die Mutter ihm heute etwas zu sagen. Er ging noch etwas schneller.

Mit einem Seufzer erinnerte sich Hamid daran, dass seine Mutter früher nie so ängstlich dreingeschaut hatte. Damals hatten er und Rahma und drei kleine Geschwister mit der Mutter und dem Vater, der sie liebte, in einem Lehmhäuschen weiter unten im Tal gewohnt. Doch dann hatten die Kleinen zu husten begonnen und waren immer magerer geworden. Als der Schnee fiel und Brot und Heizung spärlich wurden, waren sie schwächer, immer schwächer geworden und schließlich in Abständen von wenigen Wochen gestorben. Man hatte sie alle drei am Osthang des Berges, wo man dem Sonnenaufgang entgegensieht, begraben. Ringelblumen und Gänseblümchen wuchsen auf ihren Gräbern.

Im Winter begann dann auch der Vater zu husten. Niemand achtete darauf, denn ein Mann muss doch den Lebensunterhalt für seine Familie verdienen. So arbeitete er selbstverständlich weiter. Im Frühjahr pflügte er seine Felder und säte Getreide. Eines Abends aber kam er nach Hause und sagte, er könne nicht mehr arbeiten. Bis zum folgenden Herbst lag er auf seiner Matratze und wurde immer schwächer. Zohra, seine Frau, brachte mit Hamid und Rahma das reife Korn ein und ging zum Ährenlesen, so viel sie konnte, um ihn und die Familie einigermaßen ernähren zu können. Aber es nützte alles nichts. Er starb, und seine noch junge, schöne Frau blieb als bettelarme Witwe mit den beiden kleinen Kindern zurück.

Sie verkauften das Haus, die Ziege, die Hühner und den Acker und zogen zur Großmutter. Einige Monate später wurde noch ein Schwesterchen geboren, und mit ihm kehrten neue Hoffnung und Sonnenschein in die leidgeprüfte kleine Familie ein. Sie nannten das Kind »Kinza«, das heißt »Liebling«, und nie wurde ein Kind liebevoller gehegt und gepflegt. Seltsamerweise spielte es aber nicht wie andere seines Alters. Nie schlug es die Händchen zusammen oder griff nach Dingen. Es schlief viel oder schien ins Leere zu starren. Hamid hatte sich oft gewundert, weshalb die bunten Blumensträußchen, die er dem Schwesterchen brachte, ihm gar keine Freude zu machen schienen.

Als Kinza einige Monate alt war, hatte die Mutter einen Heiratsantrag erhalten und sofort angenommen. Sie hatte ja keine Arbeit und kein Geld, um Brot zu kaufen für ihre Kinder! So zog die Familie in ihr neues Heim ein.

Es war kein sonderlich glückliches Heim. Si Mohammed, der Mann, war bereits mit einer älteren Frau verheiratet. Da sie aber nie Kinder gehabt hatte, begehrte er eine zweite Frau. Es machte ihm nichts aus, auch Hamid bei sich aufzunehmen; ein neunjähriger Junge konnte ganz nützlich sein, um die Zie-

gen zu hüten. Auch gegen Rahma hatte er nichts einzuwenden, weil ein siebenjähriges Mädchen eine brauchbare kleine Magd sein kann. Aber wozu das Schwesterchen gut sein sollte, das konnte er nun allerdings nicht einsehen. Und so wünschte er, dass man Kinza weggab.

»Manche kinderlose Frau würde gern ein Mädchen aufnehmen«, meinte er. »Und überhaupt: Weshalb sollte ich das Kind eines anderen Mannes großziehen?«

Doch die junge Mutter brach in fassungsloses Weinen aus und weigerte sich, irgendwelche Arbeit anzurühren, bevor er nicht seine Meinung änderte. Da willigte er schließlich widerstrebend ein, Kinza eine Zeit lang zu behalten. Seither waren ihretwegen keine Worte mehr gewechselt worden. Oder hatte sich in den letzten Wochen etwas zugetragen, von dem Hamid und Rahma nichts wussten? Wachte deshalb die Mutter so sorgsam über Kinza? Sah sie deshalb so sorgenvoll aus?

Eine Stimme weckte Hamid aus seinen Träumen. Er sah seine Mutter unter einem alten, verkrümmten Olivenbaum stehen, der seine Schatten über einen Ziehbrunnen warf. Sie trug zwei Eimer, hatte sie aber nicht gefüllt, und Kinza war mit einem Tuch auf ihren Rücken gebunden. Die Mutter schien es sehr eilig zu haben.

»Komm schnell, Hamid!«, rief sie ungeduldig. »Wie langsam du gehst! Verstecke die Eimer im Gebüsch! Ich habe sie nur mitgebracht für den Fall, dass Fatima mich fragen sollte, wo ich hinwill. Komm jetzt, schnell!«

»Wohin, Mutter?«, fragte der Junge erstaunt.

»Warte, bis wir um die Ecke sind.« Und schon hastete die Mutter durch das hohe, grüne Gras den Berg hinauf. »Man könnte uns vom Brunnen aus sehen und Fatima erzählen, wohin wir gegangen sind. Mach schnell! Gleich sag ich dir's.«

Sie eilten vorwärts, bis sie über den Bergkamm hinweg waren und vom Dorf aus nicht mehr gesehen werden konnten.

Von hier fiel der Blick in ein anderes Tal. Die Mutter setzte sich, löste das Tuch und nahm die Kleine auf den Schoß.

»Schau sie gut an, Hamid«, befahl sie. »Spiele mit ihr und zeige ihr Blumen.«

Fragend schaute Hamid in das merkwürdig alte, geduldige Gesicht seiner kleinen Schwester. Sie erwiderte sein Lächeln nicht. Sie schien vielmehr irgendetwas in weiter Ferne zu betrachten und ihn gar nicht zu bemerken. Mit einem plötzlich aufwallenden Angstgefühl bewegte er seine Hand vor ihren Augen hin und her. Kinza blinzelte nicht einmal. Sie blieb regungslos.

»Sie ist blind«, hauchte er schließlich. Seine Lippen fühlten sich ganz trocken an, und sein Gesicht war bleich.

Die Mutter nickte und sprang auf.

»Ja«, erwiderte sie, »sie ist blind. Ich habe es vor einiger Zeit schon bemerkt, aber ich habe es vor Fatima und meinem Mann verborgen gehalten. Wenn sie es wissen, werden sie mir Kinza bestimmt wegnehmen. Was geht das blinde Kind eines anderen Mannes sie an? Es wird nie arbeiten, nie heiraten können ...«

Tränen erstickten ihre Stimme und füllten ihr die Augen, sodass sie auf dem holperigen Weg stolperte. Hamid ergriff sie beim Arm.

»Wohin gehen wir, Mutter?«, fragte er wieder.

»Zum Grab des Heiligen«, erwiderte sie und eilte weiter, »dort oben hinter dem nächsten Hügel. Sie sagen, er sei ein mächtiger Heiliger und habe schon viele geheilt. Fatima hat mir bloß nie Gelegenheit gegeben zu gehen. Jetzt denkt sie, ich hole Wasser. Ich wollte, dass du mitkommst, weil es ein einsamer Weg ist und ich mich fürchte, allein zu gehen.«

Schweigend stiegen sie bergauf. Dort, wo die grünen, blumenbesäten Weiden felsigem Gelände wichen, lag in einer Mulde eine kleine, von einem überhängenden Busch ge-



schützte Gruft. Der Busch war mit schmutzigen Papierfetzchen behangen. Jedes dieser Zettelchen erzählte eine Leidensgeschichte. Denn hierher kamen die Kranken, die Bekümmerten, die Kinderlosen, die Ungeliebten und brachten ihre Lasten zu dem Gerippe des Verstorbenen. Und sie alle gingen ungeheilt und ungetröstet wieder heim.

Die Mutter legte Kinza vor die Öffnung der Gruft. Sie neigte sich zur Erde nieder, richtete sich wieder auf und rief dabei den Namen Gottes an, von dem sie nichts wusste, und den Propheten Mohammed. Das war ihre letzte Hoffnung. Doch während sie betete, zog eine Wolke vor der Sonne vorüber, und ein kalter Schatten fiel auf das Kind. Es fröstelte, begann zu weinen und tastete nach Schutz suchend nach den Armen der Mutter. Einen Augenblick starrte die Frau wie gebannt auf das Gesicht ihres Kindes, dann hob sie es mit einem enttäuschten Seufzer auf. Gott hatte nicht auf sie gehört, Kinza war noch immer blind.

Den Heimweg legten Hamid und seine Mutter in größter Eile zurück. Es war schon spät, die Sonne ging bereits hinter den Bergen unter. Die Störche flogen klappernd an ihnen vorbei wie dunkle Gestalten vor einem rosaroten Hintergrund. Hamid war zutiefst enttäuscht und empört und in hellem Aufbruch gegen den herrlichen Glanz, der über der Welt lag.

Leuchtende Ringelblumen, zarte junge Weizenhalme, feurige Sonnenuntergänge – was nützte all das? Das Schwesterchen würde sie nie sehen können! Gott kümmerte sich offenbar nicht darum, und der tote Heilige wollte wohl auch nicht helfen. Kleine Mädchen waren ihm anscheinend nicht wichtig genug.

Schweigend erreichten sie den Brunnen. Hamid zog das Wasser herauf, reichte die Eimer seiner Mutter und raste davon, um Rahma und die Ziegen zu holen. Auf halbem Weg kamen sie ihm entgegen, denn Rahma hatte sich vor den wachsenden Abendschatten zu fürchten begonnen. Sie schob ihre kleine Hand in seine, und die Ziegen, die auch gern in den Stall wollten, drängten sich um die Beine der Kinder.

»Wo bist du gewesen?«, fragte Rahma.

»Beim Grab des Heiligen. Weißt du, Kinza ist blind. Vor ihren Augen ist es immer dunkel. Darum hält die Mutter sie versteckt. Fatima und Si Mohammed sollen es nicht merken.«

Entsetzt stand Rahma still.

»Blind?«, wiederholte sie. »Ja – wie ist's denn mit dem Heiligen? Hat er sie nicht gesund machen können?«

Hamid schüttelte den Kopf.

»Ich glaube nicht, dass dieser Heilige viel wert ist«, sagte er herausfordernd. »Die Mutter ist ja schon zu ihm gegangen, als der Vater so gehustet hat. Aber es hat nichts genützt. Der Vater ist trotzdem gestorben.«

»Es ist Gottes Wille«, meinte Rahma achselzuckend und machte eine hoffnungslose Gebärde – so, als wollte sie sagen: Da können wir nichts mehr ändern.

Eng aneinander geschmiegt, weil es immer dunkler wurde, kletterten sie die Anhöhe zu ihrem Dorf hinauf. Die Augen der Ziegen leuchteten bereits wie kleine, grüne Laternen.

»Ich hasse die Dunkelheit«, flüsterte Rahma fröstelnd. Aber Hamid hob die Augen zum Himmel, der tiefblau über dem Geäst der Olivenbäume hing.

»Ich liebe die Sterne«, antwortete er.